

Nr. 123. Bydgoszcz/Bromberg, 1. Juni 1938

Monika

Ein Schicksalsroman von Hans Ernst.

(2 Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Da braucht bloß einer was verbieten.

Am Sonntagnachmittag nach der Christenlehre wartet Jakob hinter dem Gottesacker auf Monika.

Anfangs ist es, als hätte sich eine Mauer der Fremdheit zwischen ihnen aufgebaut, seit sie das letztemal beisammen waren. Aber das behebt sich dann schnell.

Zuerst erzählt er ihr, daß er den Marder richtig gefangen habe. Diese Woche käme er sowieso nach Rosenheim und da würde er den alg zum Kürschner bringen. Dann sagt er plötzlich:

„Was meinst, mein Vater hat mir verboten, mit dir noch zu reden."

„Just dasselbe ist mir auch verboten worden", lacht Monika.

„Ist die Kollerin auch so wild?"

„Und wie. Wenn sie mich nochmal mit dir sieht, dann erschlagt sie mich, hat sie gesagt."

„Müssen wir halt fein schlau sein", antwortet Jakob. „Da gehn wir in Zukunft bloß bis zum Reitmooser seinem Heustadel miteinander. Bis dahin kann uns niemand sehn, und dann trennen wir uns."

Sie treffen sich aber nur noch ein paar Sonntage, dann kommt Jakob weit fort in eine landwirtschaftliche Schule.

Der Entschluß ist dem Sägemüller ganz plötzlich gekommen, und Jakob und Monika fanden nicht einmal mehr Zeit, sich richtig zu verabschieden. Aber er will ihr schreiben. Das hat er ihr fest versprochen, als er mit dem Fuhrwerk nach Breitbruck fahren mußte und sie ihm zufällig begegnete.

Woche um Woche wartet nun Monika auf einen Brief. Sie ist schon immer auf der Paß, wenn der Postbote kommt, damit die Base den Brief nicht erwische.

Der Brief bleibt aber aus.

Weihnachten war Jakob zu Hause. Monika hat es von Much erfahren. Sie selbst hat ihn nicht gesehen.

Das Herz wird ihr schwer. Hat Jakob sie vergessen? Nein, sie will nicht daran glauben. Sie wartet weiter auf den versprochenen Brief. Vergebens.

Ostern ist der Sägemüller Jakob wieder daheim. Monika sieht ihn mit anderen Burschen vor dem Gasthaus „Zum Löwen" stehn, als sie in die Kirche geht. Er nickt ihr nur flüchtig zu, ohne seine lebhafte Unterhaltung nur einen Augenblick zu unterbrechen.

Sie wartet nach der Kirche lange Zeit auf ihn, dort bei den Haselnußstauden, wo der Weg abzweigt nach der Sägemühle. Sie wartet, bis die Elfuhrglocke läutet, dann gibt sie es auf, und steigt mühsam den Berg hinan.

Monika begreift nun langsam, daß Jakob nichts mehr von ihr wissen will. Ein Kindertraum hat sein Ende gefunden. Das kleine Herz zuckt und windet sich vor Schmerz. Und dort bei den Blutbuchen, wo im vergangenen Herbst das kleine Wunder geschah, da setzt sie sich hin und weint bitterlich.

Monika Noster schreitet durch den Frühlingsglanz der Bergwelt. Kein kleines Mädchen mehr mit zerzausten Haaren, sondern eine hochgewachsene, schlanke Frauengestalt. Ja, man könnte sie eher für eine junge Frau halten, voll von Erfahrungen und Erkenntnissen, als für ein Mädchen mit noch nicht ganz neunzehn Jahren.

Monikas Schönheit ist von einer kühlen, nahezu herben Art geworden. Sie hat sich ganz verändert. Gleich geblieben sind nur ihre Augen. Sie sind so voller Glanz und Tiefe, sind wie klare Brunnen, in denen sich ihr ganzes Innenleben spiegelt.

Ja, dort in ihrem Innern hat sich wohl die größte Wandlung vollzogen. Alles ist klar und ohne Winkelzüge. Hat sie früher oft den Gedanken gehabt, der Base einmal fortzulaufen, wenn sie erst groß ist, so hat sich ihr Sinn nun dahin gerichtet, um dieses Erbe, das ihr genau so, oder noch viel mehr zusteht, wie den andern Verwandten, die sich in letzter Zeit sehr fleißig sehen lassen, mit aller Kraft und mit heißem Herzen zu kämpfen. Nicht, um dereinst ein schönes Leben als Großbäuerin führen zu können, hat sie sich diesen Kampf zum Lebensziel gesetzt, sondern weil sie diese Felder und Wiesen — so karg sie auch in ihrem Ertrag sind — liebt mit einer Inbrunst, die man ihrem herben Wesen gar nicht zutrauen möchte. Jede kleinste Parzelle ist ihr heilig geworden. Und sie will diesen Boden einmal bearbeiten, will diese Arbeit als das Höchste in ihrem Leben betrachten, will ihre Lebensfreude und ihr Lebensglück darin sehen, in dieser Arbeit voller Sorgen und Schweiß.

Ein gut Stück dieser Sorge hat sie jetzt schon auf ihre jungen Schultern genommen. Die Kollerin ist seit dem Winter wieder arg von der Gicht geplagt und kann nur mühsam auf zwei Stecken humpeln. So sitzt sie nun den ganzen Tag im Lehnstuhl vor dem Fenster, damit sie die Arbeit draußen am Hof besser übersehen kann. Freilich hat sie den ganzen Tag zu keifen und zu schimpfen. Aber Monika erträgt ihre Launen geduldig. Was ihren Unwillen erregt, ist vielmehr das, weil die Dienstboten sich nicht daran kehren wollen, wenn sie etwas schafft, auch wenn dies im Auftrag der Base geschieht. Sie stehen dem Mädchen abwehrend, beinahe feindselig gegenüber. Nur der alte Much steht auf ihrer Seite. Aber einmal, da wird der Tag kommen, wo sie hintreten kann vor alle und sagen: So, hier geschieht von heute an, was ich will, und wem es nicht paßt, der kann sein Bündel schnüren und konn gehen.

Heute nun geht Monika auf die Alm, um dort nach dem Rechten zu sehen, denn nächste Woche soll das Vieh hinaufgebracht werden. Zum erstenmal will die Base ihr dieses verantwortungsvolle Amt übertragen. Damit erfüllt sich eine langgehegte Sehnsucht. Einmal so ganz allein für sich zu leben, inmitten der Berge, fern von aller Unrast, von allem Lärm und fern von allen Menschen. Ach, wie oft hat sich Monika das schon gewünscht. Und nun soll es Erfüllung werden.

Rüstig schreitet sie durch den Tann aufwärts, begleitet von dem geschäftigen Raunen eines Wildbaches. Dann überquert sie eine hölzerne Brücke, läßt den Bach hinter sich und wird fortan nur noch von dem Rauschen des Wal-

des begleitet. Uralt ist dieser Wald schon und jeder dieser Bäume ist ein Riese in seiner sturmerprobten Kraft. Wie in einer kühlen Halle wandert es sich und wo wirklich ein Sonnenstrahl hereinhuschen kann, zeichnet er goldene Bänder auf den grünen Moosboden.

Noch eine steile Lehne geht es empor, dann lichtet sich der Wald; eine schimmernde, frischgrüne Wiese zieht sich den sonnenbeschienenen Hang hinan. Über diesen Hang drüben geht es ebenso steil abwärts. Dort liegt halb versteckt zwischen verwitterten Bäumen die Kolleralm.

Monika sieht sofort, daß der Winter einigen Schaden angerichtet hat. Das Dach ist etwas beschädigt, der Zaun umgerissen, die Bank vor der Hütte zusammengedrückt. Nun ja, dafür wurde sie ja herausgeschickt, um das festzustellen. Außerdem gilt es die Hütte zu säubern.

Sie macht sich gleich ganz energisch darüber, und ein paar Stunden nach Mittag ist sie schon fertig. Wenn dann in den nästen Tagen die Knechte Zaun und Dach in Ordnung bringen, steht dem Auftrieb nichts mehr im Wege.

Nachdem sie die Hütte wieder sorgfältig verschlossen hat, macht sie sich bald auf den Heimweg. Sie schlägt aber diesmal einen anderen Weg ein und steigt den Hang empor zum Gipfel der Ramboldplatte. Ein paar Schritte noch, und sie steht auf dem schmalen Felsvorsprung, von dem aus der Blick weit hinschweift über das Inntal.

Da steht sie nun, hoch und schlank, mit ruhig atmender Brust. Wer sie so gesehen hätte, so frei und stark auf windumbrauster Höhe, unbeweglich wie eine Statue, der hätte sich diese Frauengestealt gar nicht in Tiefen vorstellen können.

Mit hellem Blick schaut sie hinab auf das große Landschaftsbild zu ihren Füßen, auf das vom Inn durchflutete grüne Tal. Da liegen bunte Frühlingswiesen, hingebreitet wie Teppiche aus hellem Samt, dazwischen die dunklen Streifen der Äcker, liegen Häuser und Dörfer, so klein und winzig, wie von des Herrgotts Spielzeugschachtel ausgestreut.

Monikas Auge sucht die Sägemühle. Aber die liegt so tief versteckt, daß man sie nicht finden kann.

Merkwürdig . . . alles an ihr hat sich geändert. Nur eines ist gleich geblieben — ihre Liebe zu Jakob Haller. Sie ist ihm in all den Jahren nur ein paarmal begegnet, ganz flüchtig auf dem Weg, ohne daß sie ein Wort miteinander gewechselt hätten. Aber sie hört sehr viel von ihm. Die Dienstboten auf dem Kollerhof wissen sich immer etwas zu erzählen von den tollen Streichen des jungen Sägemüllers. Man kennt ihn landauf, landab, und bei allen Veranstaltungen ist er anwesend und tonangebend.

Muß das aber ein Kerl geworden sein! Die Mädel sollen ganz verrückt nach ihm sein, und mehr als eine trägt sich mit der bestimmten Hoffnung, einmal Sägemüllerin zu werden.

Ja, er ist ein wenig aus den Fugen geraten, der Jakob Haller. Seit die Sägemüllerin im vergangenen Sommer gestorben ist, soll es ganz schlimm sein. Die Mutter hat ihn doch immer noch ein wenig im Zügel gehalten. Was die Feindschaft betrifft zwischen der Sägemühle und dem Kollerhof, so besteht sie immer noch. Selbst der Tod der Müllerin hat da keine Brücke bauen können. Niemand vom Kollerhof ist zur Beerdigung gegangen.

Monika hat damals die Base auf den Knien gebettelt, sie möge doch wenigstens sie zur Beerdigung der Müllerin gehen lassen. Und als das nichts half, hat sie gedroht: „Ich geh' einfach. Du kannst mich nicht hindern, der Müllerin die letzte Ehre zu geben."

Die Kollerin hat darauf geantwortet:

„Geh nur; aber merke dir: wenn sich die Tür hinter dir geschlossen hat, daß sie für dich nimmer aufgeht. Meinst du vielleicht, es ist schon beschlossene Sache, daß du dich da einmal reinsetzt in den Hof, weil du gar so auftrumpfst? Laß dir nix träumen davon. Vorderhand bin ich noch da und hat zu geschehen, was ich will!"

Was blieb Monika darauf anderes übrig, als sich zu fügen. Sie wäre hauptsächlich deswegen gerne zur Beerdigung gegangen, damit sie Jakob hätte zeigen können: Sieh, ich habe eine Feindschaft mit euch. Nun sei auch du nimmer störrisch und gib mir ein gutes Wort.

Monika hat sich oft bemüht, ihre unglückliche Liebe aus dem Herzen zu reißen. Aber das Herz ist ein kleines, eigensinniges Ding, das nicht so leicht hergibt, was es seit früher Kinderzeit schon fest umschlossen. Sie will ihn ja auch gar nicht vergessen. Sie ist herangereift in dieser heimlichen, schmerzhaften Liebe. Monika gehört zu jener Art von Frauen, die in einer hoffnungslosen Liebe wachsen und schließlich glücklich werden in sich selber.

Immer noch steht sie oben auf dem Gipfel. Schließlich muß sie ihre Gedanken gewaltsam losreißen von der Sägemühle. Sie schaut um sich. Kein Laut ist in dieser steinernen Einsamkeit. Nur drüben am Lechnerköpfl hört man zuweilen kleine Steine rieseln. Und jetzt kommt von der Hochsalwand herüber ein Geier. Ganz unbeweglich steht er eine Weile in der Luft, gerade unter dieser kleinen weißen Wolke, dann stößt er blitzschnell mit heiserem Schrei herunter in die Tiefe. Ringsum leuchten die Berge in der Frühlingssonne. Der „Wilde Kaiser" gar. Seine Wände leuchten wie Kristall; seine Schroffen und Spitzen scheinen sich mit dem Himmel zu vermählen.

Monika muß sich schließlich gewaltsam losreißen von dem grandiosen Bild, um noch vor Abend daheim zu sein. Nächste Woche schon zieht sie ja für den ganzen Sommer hier herauf. Nur der alte Much wird bei ihr sein, dieser treue, alte Knecht, der einzige, der immer schon ein warmes und gütiges Wort für sie übrig hat.

*

Vier Wochen ist Monika nun schon auf der Alm. Und jede Stunde in diesen vier Wochen ist ihr vorgekommen wie ein Tag voll stiller Herrlichkeiten. Anfangs hat sie es gar nicht fassen können, daß nun niemand mehr an ihr herumzieht. Jetzt wird sie sogar noch gelobt. Und wenn dieses Lob auch von einem alten und einfachen Menschen kommt, es macht sie doch glücklich und stolz. Ein paarmal hat Much schon gesagt:

„Ich weiß gar nicht, wie das kommt: bei dir ist es allweil so nett und sauber und die Resl hat allweil einen Saustall in der Hütte gehabt, daß einem grausen hätte können."

Ja, es ist schon wahr. Monikas Sennhütte ist ein kleines Schmuckkästchen. Alles blitzt und funkelt vor Sauberkeit. Tisch, Bänke und Boden sind immer frisch gescheuert und an den kleinen Fenstern hat sie blaugewürfelte Vorhänge angebracht. Im Herrgottswinkel steckt immer ein frischer Buschen Almblumen, und dort über der Türe, die in Monikas Kammer führt, hängt ein kleines Defreggerbild mit Latschenbüscheln verziert.

Im übrigen ist der Kaser nicht allzu groß. Neben dem Ofen ist eine kleine Anrichte. Darüber eine kleine Stellage mit Tassen, Tellern und einigem Kupfergeschirr. Gleich daneben führt eine schmale Treppe zum Heuboden hinauf, und unter dieser ist eine Falltüre, durch die man in den Keller gelangt. Links im Hintergrund führt eine Türe in den Stall hinaus. Auf der rechten Seite ist eine Bank mit Lehne und daneben die Türe zu Monikas Kammer.

Wieder geht ein Tag zu Ende. Es ist drückend heiß gewesen, und auch jetzt weht noch kein Lüftchen in die Talsenkung herein.

Much hat die Kühe nach dem Melken auf die untere Weide getrieben, und nun hört man aus der Tiefe herauf das verschwommene Herdengeläute, das ein vielstimmiges Echo in den Wald hineinwirft.

Monika lehnt an dem kleinen Treppengeländer, das zur Hütte hinaufführt, während sie sich mit der blauen, groben Leinenschürze die Hände abtrocknet. Much wird soeben beim Gatter unten sichtbar.

„Much!" schreit sie. „Komm zum Essen!"

Dann geht sie in ihre Kammer und zieht sich um.

Der Alte krabbelt langsam den Steig herauf. Ab und zu bleibt er stehen, guckt zum Himmel auf und schüttelt den grauhaarigen Kopf. Vor der Hütte schlupft er aus seinen Holzpantoffeln und betritt barfuß die Stube.

„Monika, ich mein allweil, heut kracht es noch."

„Was meinst?" fragt Monika aus der Kammer heraus.

„Ein Wetter mein ich, kommt noch. Hinter dem Breitenstein steigt es ganz schwarz auf."

„Heiß genug war es ja heut."

Monika kommt aus der Kammer und glättet die Schürze über dem dunkelroten Rock, den sie übergeworfen

hat. Ein schwarzes Sammetmieder umspannt ihre Brust; das Hemd von ungebleichtem Leinen läßt Hals und Arme frei.

„Meinst du, daß wir die Kühe draußen lassen können?" fragt sie, während sie die schweren Zöpfe um die Stirne windet.

„Ach, die schlupfen schon unter die Buschen, wenn es gar arg kommt."

„Also, dann setz dich hin zum Essen."

Kaffee gibt es. Dazu gutes, schwarzes Bauernbrot, frische Butter und Käse.

(Fortsetzung folgt.)

Caramba! Cara ...!

Erlebtes von **Norbert Jacques.**

Die lächerlichste aber gewiß auch die gefährlichste meiner Autofahrten vollzog sich zwischen San Gabriel und Tulcan in den Anden von Ekuador. Sie vollzog sich sozusagen auf den Flügeln jenes Zwillingsfluches, ohne den der spanisch-südamerikanische Mund zweifellos zu ewigem Stummsein verdammt wäre. Man darf von diesem Fluch nur das erste Wort: Caramba! schreiben oder vor einer Dame aussprechen, doch auch das nur, wenn man sich gehen läßt.

Ich war nach vier Reittagen über Saumpfade in der Regenzeit nach dem Städtchen San Gabriel gekommen und hörte hier, daß in ihm eine Straße beginne, die seit vierzehn Tagen für Autos befahrbar sei. Im Augenblick sei die Straße allerdings noch bis zur Estancia von Don Luiz verschlammt. Das sei jedoch nicht weiter als anderthalb Legua, aber auf ihr sei gestern ein Kraftwagen von Norden gekommen, mit dem ich gewiß nach Tulcan zurückfahren könne.

Merkwürdigerweise stimmte die Angabe, und mein Pferdeindianer, der vorgeritten war, um den Wagen zu benachrichtigen, der in dem abseits gelegenen Haus des Don Luiz stand, erwartete mich an der Straße mit der Meldung, das Auto komme gleich. Und wirklich kam es den Feldweg herangeschlenkert, machte, auf der Straße anlangend und vor mir in ein stolzes Tempo übergehend, im Schlamm einen weit nach hinten ausholenden Bogen, wie das Bein eines altmodischen Tänzers, prallte an einen Lehmschuppen und fleischte ihn auf.

Der Pferdeindianer schrie ergötzt, als er sah, daß der Wagen stärker war als das Haus.

„Caramba! Cara ...!"

Damit begann es. Don Luiz sagte zu mir: „Durch den Regen ist die Straße nach Tulcan unbefahrbar. Bleiben Sie bei mir, bis es wieder trocken ist. Es wäre ein Wettrennen mit dem Tode!" Aber der Mann, der der Chauffeur war und wie Don Luiz von indianischer Gesichtsprägung, schrie:

„Caramba! Cara ...! Was nicht gar! So sicher wie meine Seele bringe ich den Kavalier heute abend über die kolumbianische Grenze und nach Pasto!"

Don Luiz machte mit einem Finger eine sanfte Bewegung, als durchstäche er eine Seifenblase, murmelte: „Caramba! Cara ...!" Aber auch ich wollte fahren, sagte Don Luiz mein „Million de gracias!", und es ging los. Der Chauffeur hatte einen Freund vorn bei sich sitzen. Ich saß hinten zwischen meinem Gepäck.

Mit tänzelnden Bewegungen fuhr der Wagen bis zum Fuße des Berges, bewältigte mit zahllosen Carambas und Cara ... und einem saftigen Anprall an die Felswand die erste Kurve. Hinan ging es besser, ja, der Fels, aus dem die Bahn geschlagen, war trocken. Adriano, der Chauffeur, zeigte mit einem Caramba, auf die Tachometernadel, die um 30 Meilen Stundengeschwindigkeit zitterte, während handbreit zu meiner Rechten unter mir sich der Schoß der Erde immer tiefer zu öffnen schien.

Die Schlucht mochte gegen 300 Meter Tiefe erreicht haben, fast senkrecht, als Adrianos Compañiero sich zu mir zurückkehrte und über den im zweiten Gang heulenden Motor brüllte: „Señor, schauen Sie hinab! Da unten liegen schon drei Autos, und die Straße ist erst seit zwei Wochen offen! Caramba! Cara ... Wunderbar!"

Sie lachten beglückt, und auch Adriano carambate. Und sie hatten noch nicht ausgelacht, als um einen vorspringenden Felsen die Straße sich wieder abwärts neigte, Adriano nicht vom Gas ging, sondern mit dem großen Gang jetzt in eine Pfütze fuhr und der Wagen heimtückisch ausschwänzelte und der äußeren Kante zuzurutschen begann.

Erst beschimpfte ihn Adriano. Er nannte ihn einen „Bruto!" Dann trat er das Gaspedal in ungezügelter Wut nieder. Das Hinterrad unter mir drehte schon in der Luft, im Leeren schnurrend. Da schlug Adriano mit der Faust aufs Steuer, brüllte: „Caramba! Cara ...!" Und plötzlich, als sei der Fluch das Zauberwort gewesen, auf das Wagen und Straße gewartet, hielten die Räder am Boden und trugen den Wagen wieder in die Bahn.

Da ging es wie ein Duo mit dem Caramba und Cara ... Ich stimmte mit ein, und es war eitel Freude, bis jenseits in der Ebene wir in der verschlammten Straße eines Indianerdorfes scheinbar und unrettbar und bis an die Achsen steckenblieben. Jetzt dienten die Carambas dazu, die widerspenstigen Indios des Dorfes an die Schaufeln zu bringen. Als wir nach zweistündiger Arbeit weiterkonnten, nannte Adriano die Helfer Affenschwänze und Wanzenbeißer, Stinklöcher und Söhne von Mauleseln, und als sie das nicht als Lohn anerkennen wollten, bezahlte er sie mit einem Schnellfeuer von Carambas und Cara ...

Dann kam die Sache mit der Grube, und dann die mit dem Kind, das er bei der Durchfahrt durch ein Dorf, in dem die Straße hielt und er infolgedessen wieder mit dem Absatz auf das Gaspedal fuhr, mit dem Kotflügel im Bogen in eine Hecke schleuderte. Und als ich es entsetzt aufhob, es war ein acht- oder neunjähriges Mädchen, schlug es mir ins Gesicht und feixte mir einige schrille Carambas ... Cara! als Pflaster darauf. Und dann kam die Geschichte mit der Brücke.

Der Wagen bremste vor ihr. Adrianos Amigo stieg aus und ging zu der Brücke hin. Ich sah, sie war aus Stämmen gemacht, die mit Knüppeln und Erde bedeckt waren. Ein stattlicher breiter Bach floß in doppelter Manneshöhe unter ihr durch, einer jener tiefen dunklen Bäche, Lieblingswohnung der Kaimane. Der Amigo trat prüfend mit dem Fuß auf die Brücke, zuckte mit der Schulter, ließ seine Hand aufflattern und sagte: „Wer weiß?", indem er sich wieder zu Adriano setzte.

Adriano schlug den Rückwärtsgang ein und glitt von der Brücke wieder fort. „Geht es nicht weiter?" fragte ich enttäuscht. „Caramba!" sagte er. Gangwechsel, ein wilder Sturz nach vorn. Vollgas, alle Touren, der Wagen flog wie ein Gespenst auf die brüchige Brücke los, hinauf, inmitten eines grollenden Krachens und eines polternden Geschaukels gab es einen wüsten Stoß auf die Reifen hinter mir ... der Wagen hopste wie ein Bock nach hinten hoch und hielt — jenseits der Brücke. Adriano und sein Amigo lehnten sich gemächlich zurück, ich auch. Stämme und Knüppel schwammen in dem tiefen Wasser davon. Von der Brücke war nicht mehr viel zu sehen.

Da begannen die beiden zu johlen und zu grölen und schickten eine wahrhaftige Fuge von höhnenden und triumphierenden Carambas und Cara ... in den Bach hinab, den sie seiner Brücke beraubt hatten. So ging das Wettrennen mit dem Tod weiter, fünfzig Kilometer lang, für die wir zwölf Stunden und vor allem zwölfhundert Carambas und Cara ... brauchten.

Denn ich bin heute überzeugt, daß nur durch die immer wieder jede Schwierigkeit beschimpfende Kraft des Zwillingsfluchs ich heute dies erzählen kann und nicht bei irgendwelchen drei Autos in den Anden liege und sich die Kondore mit dem unterhalten, was von mir noch bestehen würde.

Gespräch im D-Zug.

Eine Geschichte von Erich Kernmayr.

Es läßt sich nicht leugnen — sie war einfach reizend. Das kecke Stumpfnäschen, die leuchtenden Augen unter den feinen Brauen, die schlanke zierliche Gestalt.

Schon seit dem Semmering hat ihr Gegenüber, der große schlanke, braun gebrannte Bursche, versucht, eine Anknüpfung zu finden. Aber seine mehr gutgemeinten als routinierten Bemühungen hatten wenig Erfolg. Die junge Dame sagte höflich, aber kurz: „Danke!" „So, sehr liebenswürdig." „Nein!" Je nachdem es am Platze war. Dann versenkte sie sich wieder in die anscheinend hochinteressante Reiselektüre. Ein aufmerksamer Beobachter hätte freilich bemerkt, daß ihr Blick immer häufiger in jene Ecke des Abteils glitt, wo der große Blonde verzweifelt sein Gehirn nach einem passenden Gesprächsstoff zermarterte. Seine Hilflosigkeit malte sich so deutlich in seinem offenen knabenhaften Gesicht, daß die junge Dame ein leises Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Da kam — anscheinend vom Speisewagen — ein kleiner, sehr gepflegter Herr an dem Abteil vorbei. Sein Blick blieb im Vorüberschlendern an dem hübschen Mädchen haften. Plötzlich nahm die Berglandschaft an dem Fenster sein Interesse so sehr in Anspruch, daß er stehen blieb. Mit nachlässiger Bewegung drückte er die braune Sportkappe mehr in die Stirn und entnahm dann mit der typischen Handbewegung des starken Rauchers seinem Etui eine Zigarette.

Als die junge Dame etwas später aufstand, um sich etwas zurecht zu legen, stieß er ungefähr mit ihr zusammen.

„Verzeihung!" Er hatte eine angenehme volltönende Stimme, die Frauen bei Männern so lieben. „Ich bin diese engen Gänge nicht gewöhnt."

„Bitte." Sie war etwas rot geworden. Und wie es schon so kommt, erzählte er ihr, daß er hier in Mitteleuropa sich einige Monate auf Erholung befinde, um sich von seinen Strapazen der Übersee auszuruhen. Er war ein blendender geistvoller Plauderer. Die junge Dame konnte sich nicht erinnern, jemals einen so amüsanten Reisebegleiter gehabt zu haben. Über den Dampferfahrten auf einsamen, endlosen südamerikanischen Strömen, Löwenjagden in Zentralafrika und Erstbesteigungen in Asien und Mexiko verging die Zeit im Flug.

Der Junge im Abteil hatte zuerst stirnrunzelnd, aber schließlich erheitert dem Gespräch zugehört und sich so gesetzt, daß der Herr ihn nicht sehen konnte. Bei den aufregenden Stellen murmelte er nur halb ärgerlich, halb lächelnd: „Höllenteufel!" „Sakra!" und unterhielt sich königlich.

Draußen verabschiedete sich der Weltbummler mit der ganzen Grazie des vielgereisten Kavaliers und ging langsam in sein Abteil zurück. Als sich der Zug schließlich dem bekannten Sommerfrischenort näherte, richtete sie ihre Koffer zurecht. Auch der Junge stand auf und griff nach seinem Rucksack.

„Sie sind hier auch daheim?" fragte sie etwas herablassend.

„Ich bin da daheim!"

„Oh, dann kennen Sie am Ende den hochinteressanten Herrn, mit dem ich gesprochen habe. Er erzählte mir, er mache gern hier Rast, wenn er in Europa weilt."

Der Bursche nickte ernsthaft, aber um seinen Mund spielte ein verdächtiges Lächeln. „Freilich, freilich kenn i ihn — voriges Jahr waren wir miteinander droben am großen Buchstein — aber am halben Weg san ma umkehrt, der Herr hat sie net weiter traut, die Tour war ihm zu schwer."

Die junge Dame fährt empört mit blitzenden Augen auf. „Wie können Sie das sagen? Der Herr hat die Kaukasus-Erstbesteigung gemacht und kennt sich auf der ganzen Welt aus!"

Der Angefahrene drückt das Hütel mit den großen Edelweißsternen etwas schiefer auf den Kopf und schaut belustigt auf die Kleine. „Daß er sich auf der ganzen Welt und mit alle Dampferverbindungen und Stationen auskennt, des glaub i schon. Das gehört zu seinem Geschäft", sagte er unbewegt, „denn er ist Angestellter in einem Wiener Reisebüro. Am Kaukasus war er nie — i hab ihn wenigstens net gesehn."

Die junge Dame rang nach Luft. „Ja, wer sind denn Sie?"

„I? der Sepp Mitteregger!"

„Der Sepp Mitteregger — der berühmte Alpinist? Nordkettenwand — Erstbesteigung des Kaukasus —"

Die junge Dame mußte sich setzen. Einen Augenblick schaute sie fassungslos in seine lachenden grauen Augen. Dann flog es rot über ihr Gesicht, und während der Zug in die kleine Station einfauchte, fragte sie ganz leise und bittend:

„Glauben Sie, Herr Mitteregger, wenn Sie mitgehen, wird mir der große Buchstein dann auch zu schwer sein?"



Bunte Chronik



Der Hahn mit Bewährungsfrist

Eine merkwürdige Gerichtsverhandlung fand vor kurzem in der englischen Stadt Brighton statt. Wegen fortgesetzter Ruhestörung hatte sich „Napoleon", ein prächtiger Hahn aus der Familie der Leghorns, der sich im Besitz des Straßenbahnschaffners Chiek befindet, zu verantworten. Die Nachbarn des Herrn Chiek waren in großer Anzahl erschienen und forderten „Napoleons" sofortige Hinrichtung, da der Hahn bereits vor 7 Uhr morgens laut krähe und die Mitbewohner des Hauses aus dem Schlummer reiße. Mit beweglichen Worten verteidigte Herr Chiek seinen Hahn, und so gab das Gericht, wohl zum ersten Mal in der Geschichte der englischen Justiz, einem Hahn Bewährungsfrist. Wenn „Napoleon" in den nächsten vier Wochen vor 7 Uhr morgens weiterhin kräht, bedeutet das sein Todesurteil. Im anderen Falle darf er auch in Zukunft die Wohnung mit seinem Herrn teilen. Mr. Chiek versicherte, er werde eine eigene dunkle Box anfertigen, aus der „Napoleon" erst nach 7 Uhr morgens wieder befreit werden solle. Ein Hahn soll nämlich, wie die Sachverständigen behaupten, solange nicht krähen, solange er nicht seinen Kopf emporstrecken kann.



Lustige Ecke





„Vielleicht hätten sie im Geschäft den Goldfisch lieber einpacken sollen!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.